

«Ich mute allen alles zu»

Der Literaturwissenschaftler Philipp Theisoehn hält nichts von Cancel Culture. Für viele gilt der Zürcher Professor als der neue Peter von Matt, weil er sich gerne in gesellschaftliche Debatten einmischt. Im Interview erklärt er, warum Olaf Scholz besser von «Krisis» als von «Zeitenwende» sprechen sollte und James Joyce schneller von einer KI ausgebootet werde wird als Rosamunde Pilcher.

Raffael Schuppisser und Julian Schütt

Für einen Literaturprofessor verlassen Sie den Elfenbeinturm ziemlich oft. Sie schreiben in grossen Zeitungen, moderieren viele Lesungen und beteiligen sich an aktuellen Debatten. Genügt Ihnen das eigene Fach nicht?

Philipp Theisoehn: Es ist ein wundervolles Fach. Aber wenn man die Germanistik zu einem Klub für Eingeweihte werden lässt, dann schrumpft man. In Zürich verstehen wir uns anders – und deswegen schlagen wir uns auch als Fach wacker und haben weiterhin regen Zuspruch. Dafür muss man aber ab und an vor die Haustür und schauen, was läuft, was interessiert, was im Argen liegt. Sich anregen und herausfordern lassen.

Viele im Kulturleben nehmen Sie bereits als neuen Peter von Matt wahr. Schmeichelt Ihnen der Vergleich?

Der Vergleich mit dem wohl bedeutendsten Schweizer Literaturwissenschaftler der jüngeren Geschichte schmeichelt mir in einem Masse, dass ich ihn selbst nie ziehen würde. Abgesehen davon, dass Peter von Matt ein wunderbarer Mensch ist: Er hat am besten verstanden, dass ein guter Philologe mehr sein sollte, als nur die Koryphäe auf einem bestimmten Fachgebiet. Es war Peter immer ein Anliegen, mit seinen Themen und Fragen auch ausserhalb der Universität stark wahrgenommen zu werden. Wenn wir ihm zuhören, sind wir sofort überzeugt, dass Lesen wichtig ist. Die Literaturwissenschaft ist nämlich keineswegs ein Labor-Fach für Schöngestige, sondern sie hilft der Gesellschaft, die Gegenwart besser zu verstehen.

Hinter Ihnen im Gestell thront Gotthelf – steht der nicht eher für eine ländlich-archaische Schweiz der Vergangenheit?

Gotthelf ist ein Gigant und er ist gegenwärtiger denn je. Um es mit ihm selbst zu sagen: «Es ist eine böse Welt.» Das heisst nicht, dass wir alle verworfen sind. Aber wir sollten uns nie zu sicher sein, auf der richtigen Seite zu stehen. Wer es mit der Welt zu tun bekommt, bleibt von ihrer Bosheit selbst nicht verschont. Den Abgrund in uns zu sehen, das lernt man da.

Können wir dank Gotthelf den Krieg in der Ukraine besser verstehen?

Das vielleicht nicht, aber immerhin wird bei Gotthelf verhandelt, wie eine Gesellschaft auf plötzlichen Druck, auf Armut und Not reagiert. Auch bei uns könnten Notlagen und Versorgungsengpässe entstehen. Wie verhält es sich dann mit unserem Gewissen, mit Soli-

daritätsbekundungen und der Verteilungsgerechtigkeit? Bei Gotthelf erfahren wir sicher nicht, wie wir unsere heutigen Probleme lösen. Aber wir können von ihm lernen, wie diese Probleme entstehen.

Was Gotthelf für manche etwas diskreditiert hat und was auch in der Literaturwissenschaft lange verpönt war, ist das Moralische. Wird das in Krisen- und Kriegssituationen plötzlich wieder wertgeschätzt?

Das Thema Kunst und Moral erhält im Moment ja eine prominente Plattform, durch die Klima-Aktivistinnen und -aktivisten, die sich an Gemälden in Museen festkleben – wobei da oft nicht gegen die Kunst, sondern gerade mit der Kunst demonstriert wird. Man wählt aussagekräftige Motive oder Geschichten aus, mit denen man sich verbindet. Es ist nicht falsch, moralisch zu sein, denn Moral ist das, was uns als Menschen überhaupt handlungsfähig macht.

«Es ist nicht falsch, moralisch zu sein, denn Moral ist das, was uns als Menschen überhaupt handlungsfähig macht.»

Zur Person

Philipp Theisoehn ist Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Zürich und Direktor des neu gegründeten «Zentrums für literarische Gegenwart». Zu seinen Schwerpunkten zählen Schweizer Literatur, Gegenwartsliteratur und die Science-Fiction. Zuletzt ist von ihm das Buch «Einführung in die ausserirdische Literatur» erschienen. Er ist Mitherausgeber des «Schweizer Buchjahrs», eines digitalen Almanachs für Schweizer Gegenwartsliteratur, und publiziert regelmässig Literaturrezensionen in Feuilletons. Der 48-Jährige ist verheiratet und lebt mit seiner Familie in Zürich. (chm)

Befinden wir uns in einer «Zeitenwende», wie der deutsche Bundeskanzler Olaf Scholz sagt?

Der Bundeskanzler meint damit anscheinend, dass bestimmte Gewissheiten gerade verschwinden. Als Literaturwissenschaftler denke ich beim Begriff «Zeitenwende» eher an «Epoche», an Umbrüche, in denen sich das Denken fundamental verändert. Eine «Wende» ist ja hingegen streng philologisch eine Umkehr, eine Rückentwicklung. Mir ist der Begriff etwas zu schwach.

Was wäre denn der bessere Begriff?

Ich würde von Krisis sprechen. Wie die Griechen verstehe ich darunter eine Situation, in der eine Entscheidung unmittelbar bevorsteht und getroffen werden muss. Trifft man sie nicht, verlässt man sich auf Kompromisse, dann kommt man aus der Situation nicht heraus. Und klimapolitisch sind wir in einem Moment der Krisis, denn die Zeit läuft ab, in der wir gerade noch handeln können. Man muss sich halt vor Augen halten, dass mit jedem Tag, den man damit verbringt, «Zeitenwenden» zu beobachten, sich das Fenster schliesst, durch das in Zukunft solche Betrachtungen noch möglich sind.

Hilft uns da die Literatur bei der Klimakrise weiter?

Literatur kann Bewusstsein schaffen und verändern. Im Moment lässt sich das durchaus beobachten. Die Leute lesen wieder mehr Lovecraft, das Genre der «Climate Fiction» hat sich etabliert, Kim Stanley Robinsons Roman «Das Ministerium für die Zukunft» geht durch die Decke. Wichtig ist aber, dass Literatur sich selbst dabei als Technologie begreift, als eine Denkmachine.

Klingt nach Science-Fiction.

Die Science-Fiction hat da natürlich gewisse Vorrechte und stolze Traditionen, absolut.

Elon Musk, Jeff Bezos und Mark Zuckerberg zählen nicht nur zu den erfolgreichsten Unternehmern unserer Zeit, sie sind alle auch Science-Fiction-Freaks. Das ist kein Zufall.

Ob es Zufall ist oder nicht, würde ich mal dahingestellt sein lassen. Was sich sagen lässt: Gute Science-Fiction interessiert sich nicht für die Zukunft dessen, das schon da ist, sondern für Welten, die es noch nicht gibt. Und da trifft sich natürlich das Geschäftsinteresse der genannten Herren mit einer Erzähltechnik: Man denkt nicht an Produkte, die optimiert werden könnten, sondern man denkt an Welten, die noch gar nicht existieren und für die man dann die zentralen Dienstleistungen monopolisiert. Das ist eigentlich klassischer Cyberpunk der 1980er-Jahre, man muss jetzt nur noch auf den



«Die Literaturwissenschaft ist keineswegs ein Labor-Fach für Schöngestige», sagt Philipp Theisoehn. Bild: Andrea Zahler

Hacker warten, der die drei wieder zu Bettlern macht.

In der Kultur ist zurzeit die Cancel Culture ein grosses Ding. Gibt es Bücher, die Sie nicht mehr lesen würden, aus Rücksicht auf Ihre Studierenden?

Ich halte das für eine Scheindebatte. Ich mute allen alles zu, das sind alles erwachsene Menschen. Und sie haben auch gar nichts dagegen, sondern fühlen sich dadurch ernstgenommen. Dieses Semester habe ich beispielsweise ein Seminar über die Literatur des Jahres 2022 gemacht. Da waren auch total

unkorrekte, derbe Erzähler wie im neuen Roman von Heinz Strunk darunter. Niemand hat sich diesen Texten verweigert, im Gegenteil: Die haben alle begeistert die Provokation für Debatten genutzt.

Eben hat sich bei uns ein Mittelschullehrer gemeldet, der Dürrenmatts «Physiker» umgeschrieben haben möchte, weil da das N-Wort vorkommt.

Das war sicher ein gut gemeinter Vorschlag, aber warum sollen wir das umschreiben? Das suggeriert ja, dass wir in einer Gesellschaft leben, die nicht



man das ihnen nicht mehr zutraut, kann man Dürrenmatt auch gleich ganz weglassen.

Unterschätzen wir die junge Generation?

Ja, massiv, da gibt es viele Projektionen, was die angeblich alles nicht mehr können oder wollen. In meiner Wahrnehmung sind sie viel offener und halten viel mehr aus, als wir glauben. Mir sind noch nie Studierende begegnet, die sagten: «Das darf man doch nicht mehr lesen!» Oder: «Da hätten Sie uns vorher warnen müssen!» Im Gegenteil, die wollen ohne Scheuklappen studieren. Wenn Literatur nur noch abbildet, was mir persönlich entspricht und was mein persönliches Weltbild nicht stört, dann ist alles kaputt. Literatur muss wehtun. Wer das nicht versteht, soll mal wieder ein bisschen Traktat lesen, dann weiss man wieder, wie es sich anfühlt, wenn man zerbricht.

«Mir sind noch nie Studierende begegnet, die sagten: «Das darf man doch nicht mehr lesen!»»

Der amerikanische Autor Dave Eggers hat mit «Every» einen ganzen Roman zur Cancel Culture geschrieben. Er handelt in einer Welt, in der man nichts mehr sagen darf, das potenziell jemanden verletzen könnte. Ist das die Zukunft?

Wohl kaum. Ich denke, dass wir diese Akte in ein paar Jahren geschlossen haben. Nicht, weil die Welt dann diskriminierungsfrei wäre, aber das Thema zieht dann auch irgendwann nicht mehr. Den vorausseilenden Gehorsam von Leuten, die verhindern wollen, dass andere sich möglicherweise verletzt fühlen könnten, sehe ich als kein ubiquitäres Phänomen. Derzeit wird es einfach medial stark gespielt und deshalb überhöht wahrgenommen. Ich glaube, Eggers Roman wird schlecht altern.

Das Schöne ist ja, an schlecht gealterten Dystopien: Im Rückblick merken wir, dass die Welt gar nicht so schlimm ist. Bücher etwa dürfte es ja heute ebenso wenig geben wie Zeitungen.

Interessant, oder? Ich erinnere mich noch recht gut an die Diskussionslage von vor zehn, fünfzehn Jahren. Da war die Auseinandersetzung «Buch oder Bildschirm» in den Geisteswissenschaften noch voller Untergangs- und Erlösungsszenarien, obwohl im Grunde alle immer beides, Buch und Bildschirm, genutzt haben. Doch weder sind alle kleinen Verlage pleite gegangen und wir alle verdummt, noch haben kreative Kollektive und Internetromane

die Herrschaft über die Literatur übernommen. Die Leute lesen immer noch, bevorzugt im Print. Wenn ich es richtig überblicke, bleibt das E-Book – eine Option, die ich ab und an übrigens selbst nutze – in meinen Seminaren eigentlich immer ein Nischenphänomen.

Auch Tiktok wird die Literatur nicht verdrängen.

Im Gegenteil, ich sehe das ja an meiner Tochter. Die fragt dann schon, ob wir die «Göttliche Komödie» oder «American Psycho» zu Hause rumstehen haben, und wenn man fragt, wie sie denn darauf käme, führt die Antwort nicht selten zu Tiktok oder Instagram. Weil es da halt Influencer bzw. «Bookfluencer» gibt, die irgendwie smart und interessant rüberkommen und nebenher Lesetipps verteilen. Das kann man dann doof finden, aber ehrlich gesagt: Ich habe als Teenager kaum fundiertere Literaturtipps bekommen.

Die Digitalität tötet das Buch nicht, aber sie verändert es.

Klar. Als jetzt mit viel Brimborium der Briefwechsel zwischen Max Frisch und Ingeborg Bachmann erschienen ist, habe ich mich gefragt: Was wäre, wenn es damals schon Whatsapp gegeben hätte? Wie sähe die Korrespondenz aus? Wäre die Geschichte genauso verlaufen? Wie viele Max-Frisch-Selfies hätte es gegeben? Heute surfen Autoren nebenher, wenn sie schreiben, sie stellen sich auf Instagram dar, die Literatur breitet sich im digitalen Raum aus und ergänzt sie. Das wird für die Literaturarchive einmal zu einer echten Herausforderung werden.

Wie wird die künstliche Intelligenz die Literatur verändern?

Es reden ja alle gerade über die KI-Software ChatGPT, mit der ich selbst auch schon ein bisschen herumgespielt habe. Die Idee der dichtenden Maschine ist ja gar nicht neu, immerhin gab es schon Ross Goodwins «Wordcar». Man liest das ja immer in Konkurrenzen: Kann ChatGPT bereits gewisse Autorschaften hinter sich lassen und wenn noch nicht, wann wird das der Fall sein?

Welcher Autor wird zuerst von einer KI ausgebootet?

Gute Frage. Ist Rosamunde Pilcher leichter zu emulieren als James Joyce? Nicht unbedingt. Womöglich ist es einfacher, experimentelle Romane künstlich zu generieren als handlungsbasierte.

Okay. Die KI besser als Joyce. Das ist starker Tobak.

Die Frage ist, warum wäre das so schlimm? Längst nähren unsere Kleider Maschinen und nicht Menschen. Warum sollte das bei Literatur ein Problem sein? Weil wir die Vorstellung haben, dass Schreiben etwas genuin menschliches ist. Eine Maschine kann nur die Oberfläche abtasten, ein Autor durchleuchtet die Seele. Vielleicht lernen wir von einem KI-Roman aber: Unsere Seele, unsere Wünsche sind recht einfach decodierbar. Unser Geschmack, unser Verhältnis zur Kunst ist vielleicht doch nicht so kompliziert, wie wir es gerne wahrhaben wollen.

Was machen wir, wenn die Maschine alles besser kann?

Wir machen den Menschen, dann haben wir endlich die Zeit, zu fragen, was der Mensch eigentlich ist und sollte. Je näher die Maschine uns kommt, desto besser werden wir lernen, den Menschen zu verstehen.



Autor Michel Houellebecq bringt erneut die muslimische Gemeinschaft gegen sich auf.
Bild: Carlos Alvarez/Getty

Ein umgekehrtes Bataclan droht

Der französische Skandalautor Michel Houellebecq greift die Muslime frontal an.

Stefan Brändle, Paris

In letzter Zeit hatte sich Houellebecq (66) eher zurückgehalten: Mit seinem Roman «Ver-nichten» (2022) fokussierte er sich auf private Fragen wie die Sterbehilfe. Und für «Serotonin» (2019) hatte das Enfant terrible des Pariser Literaturbetriebs von Präsident Emmanuel Macron sogar die Ehrenlegion entgegengenommen.

Jetzt provoziert er wieder. Dabei beschränkt er sich nicht auf die Fiktion eines islamistischen Wahlsieges, über die er 2015 in seinem bekanntesten Roman «Unterwerfung» fabuliert hatte. Jetzt versucht er sich als politischer Historiker.

In einem vierzig Seiten langen Zwiegespräch mit dem Philosophen Michel Onfray in dessen Zeitschrift «Front populaire» sagt Houellebecq Dinge wie: «Als die Reconquista, dieses Modell der Rückeroberung, einsetzte, war Spanien unter muslimischer Herrschaft. Heute sind wir zwar noch nicht so weit. Was man aber feststellen kann, ist, dass sich die Leute bewaffnen. Sie verschaffen sich Gewehre und nehmen Kurse im Schiessstand. Und das sind keine Knallköpfe. Vermutlich wird es zu Widerstandsaktionen kommen, wenn ganze Gebiete unter islamistischer Kontrolle sind. Dann wird es Attentate und Schiessereien in den Moscheen und von Muslimen besuchten Cafés geben, kurz, ein umgekehrtes Bataclan.»

Nach diesem Hinweis auf den Terroranschlag im Pariser Konzertlokal von 2015 mit 131 Toten führte der Autor weiter aus: «Der Wunsch der französischen Bevölkerung ist nicht, dass sich die Muslime assimilieren, sondern dass sie aufhören, sie zu bestehlen und anzugreifen. Oder dass sie weggehen.»

«Unsägliche Brutalität»

Ist das noch Provokation Houellebecq'scher Art – oder eher die Entlarvung derselben? Auf jeden Fall hagelt es nun geharnischte Reaktionen. Der Rektor der Grossen Pariser Moschee, Chems-Eddine Hafiz, gab bekannt, dass er gegen Houellebecq Anzeige wegen «Aufruf zum Hass gegen die Muslime» eingereicht habe. Wenn der

Schriftsteller von einem «umgekehrten Bataclan» spreche, sei das, als rufe er die Leute implizit auf, sich zu bewaffnen, erklärte der als weltoffen geltende Rektor. Diese «unsägliche Brutalität» sei nicht mehr durch die Pressefreiheit abgedeckt.

Denn auf die Pressefreiheit stützt sich nun Herausgeber Onfray ab, um Houellebecq zu verteidigen. Dass der auf der Insel La Réunion im Indischen Ozean geborene Exzentriker alle Muslime mit gefährlichen Islamisten gleichsetze, sei eine intellektuell zulässige «Verallgemeinerung». Auch die Satirezeitschrift «Charlie Hebdo» greife zu provokativen Darstellungen.

Der Vergleich mit den Mohamed-Karikaturen sei falsch, entgegnet die islamkritische Feministin Caroline Fourest: «Charlie Hebdo kritisiert die Religion, ohne zum Hass aufzurufen. Das ist die entscheidende Nuance, die Houellebecq mit seinen Aussagen missachtet.» Deshalb geben Juristen der Klage der Pariser Moschee gute Chancen.

Erstaunlicherweise vermeidet es Moschee-Rektor Hafiz, in seiner Klage explizit auf einen rassistisch motivierten Mordfall einzugehen, der sich in Paris am Tag vor Weihnachten ereignete und der landesweit hohe Wellen schlägt. Ein 69-jähriger Franzose hatte drei ihm unbekannte Kurden erschossen.

Der ehemalige Zugführer war erst Mitte Dezember aus dem Gefängnis entlassen worden, nachdem er gut ein Jahr zuvor schon Migranten mit einem Säbel angegriffen hatte. Er bekannte sich in der Einvernahme zu einem «pathologischen Hass auf Ausländer». Die Kurden verabscheut er in seinem Wahn speziell, weil sie, wie er erklärte, unter der Terrormiliz «Islamischer Staat» Gefangene machten (statt sie zu töten).

Der Mordanschlag vor dem kurdischen Kulturzentrum liess sich durchaus als «umgekehrtes Bataclan» lesen. Doch die Pariser Medien stellen gar nicht erst die Frage, ob möglicherweise ein Bezug zur zweistimmigen Brandrede von Houellebecq und Onfray – die seit Ende November im Handel ist – bestehe. Belege für einen Zusammenhang, etwa eine Aussage des Mörders, sind nicht bekannt.

weiss, dass man Mitmenschen nicht mit solchen Begriffen belegt. Eine Gesellschaft, die denkt, wenn sie in einer Szenenanweisung bei Dürrenmatt das N-Wort liest, dann darf sie es auch wieder verwenden. Das ist aber nicht unsere Gesellschaft, auch wenn diese immer noch von strukturellen Rassismen durchzogen ist. Es gibt aber auch ein historisches Bewusstsein für Sprache und Text – und mit diesem Bewusstsein schaut man sich dann eben «Die Physiker» noch mal an und diskutiert über diese Szenenanweisung. Kann allen nur guttun. Man muss die Leute doch ins selbsttätige Denken bringen. Wenn